Zeitschrift: Berner Geographische Mitteilungen : Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft Bern und Jahresbericht des Geographischen Institutes der Universität Bern

Herausgeber: Geographische Gesellschaft Bern

Band: - (1991)

Artikel: Von allerlei Grenzen

Autor: Leimgruber, W. / Ehrensperger, A.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-322109

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

sehr früh ein Konsens darüber, dass zu einer "richtigen Stadt" ganz bestimmte Einrichtungen und Elemente gehören (Freitagsmoschee, Wirtschaftsbereich, usw.). Aus dem Zusammenfügen dieser Elemente ergibt sich im Idealfall der auf Abb. 1 dargestellte Aufbau einer islamisch-orientalischen Stadt. Dieses Idealbild ist konzentrisch und umfasst folgende Hauptteile:

1. Im Zentrum steht der religiöse, politische, geistige und geistliche Mittelpunkt der Stadt, die **Freitagsmoschee**.

2. Um die Moschee gruppiert sich der - im Idealfall - flächenhaft geschlossene und von bestimmten Ordnungsprinzipien durchsetzte **Wirtschaftsbereich** der Stadt (Basar oder Suq). Traditionellerweise bilden Produktion, Einzelhandel und Grosshandel eine Dreiheit innerhalb des Suqs. Der Grossteil der angebotenen Waren wird im Suq selber produziert. Heute haben sich die Produktion und der Grosshandel aus Platz- und Kostenüberlegungen, wie auch wegen der gestiegenen Mobilität zum Teil aus den Städten hinausverlagert.

   Ein anderes Merkmal des Suqs ist die heute teilweise aufgeweichte Branchensortierung. Anders als in den heutigen Einkaufsstrassen der europäischen Städte findet man in den Suqs ganze Gassenabschnitte, wo nur Geschirr, Stoffe oder Lederwaren verkauft werden. Diese Ordnung, die in unseren Breiten wegen des so entstehenden starken Konkurrenzdrucks kaum denkbar wäre, wird in islamisch-orientalischen Städten durch verschiedene Mechanismen ermöglicht: Zum einen sind die Händler vielfach auch Gläubiger und können somit einen Teil ihrer Kundschaft an sich binden. Zum anderen spielen Kooperativen eine wichtige Rolle, indem sie Branchenweise die Anzahl der Geschäfte beschränken. Damit wird das Angebot unter einem gewissen Höchststand gehalten und die Konkurrenz wird entschärft.

   In der arabischen Welt stirbt der Suq, der keine Wohnfunktionen hat, abends aus. In Südasien hingegen, wo sich über den Geschäften vielfach Wohnungen befinden, sind die Gassen auch nachts belebt.

3. Um den Suq breitet sich der **Wohnbereich** aus. Er besteht aus verschiedenen getrennten und vielfach absperrbaren Quartieren, die jeweils von einer ethnischen, bzw. religiösen Gemeinschaft (Moslems, Juden, Christen) bewohnt werden. Der Grundriss des Wohnbereichs ist durch viele enge verwinkelte Sackgassen gekennzeichnet. Charakteristisch für diesen Stadtteil ist auch, dass neben der ethnischen Segregation keine Trennung nach Einkommensklassen besteht. So sind bessere und bescheidene Häuser vielfach direkt nebeneinander gebaut. In jüngerer Zeit ist allerding ein Wegziehen der oberen Einkommensschichten ins stadtnahe Umland festzustellen. Dies liegt daran, dass die Häuser innerhalb der Stadt mit wenig Platz auskommen müssen und oft den gestiegenen Wohlstandsansprüchen des reichen Bevölkerungsteils nicht mehr genügen.

   Die Häuser der Wohnquartiere sind in der arabischen Welt ein- bis zweistöckig, um einen Innenhof gebaut und gegen aussen praktisch fensterlos und abweisend. Das Bewahren der Privatsphäre des Familienlebens ist hier eine wichtige Grundregel. Eine Ausnahme sind die aussen prunkvoll dekorierten Häuser der Stadt Sana'a in Jemen. Nach aussen gewendet sind auch die Häuser in den islamischen Städten Südasiens.

4. Die Städte sind durch grosse Mauern umgeben, die in gewissen Fällen mit Zitadellen ergänzt werden.

5. Ausserhalb der Stadtmauern liegen die Friedhöfe.

Die Realität

Dieser ideale Aufbau ist in der Realität jedoch kaum zustande gekommen. Dies liegt zum einen an der vor dem Entstehen des Idealbilds in alten Städten wie Damaskus bereits bestehenden Bausubstanz, die spätere städteplanerische Vorhaben zu einer gewissen Anpassung an ihre Struktur zwang. Zum anderen sind es, besonders bei jüngeren Städten, (verkehrs-) planerische Überlegungen, die einen Aufbau der Stadt nach dem Idealbild verhinderten. Das 1961 gegründete Islamabad ist ein Beispiel dafür. Die islamische Struktur fehlt hier völlig. An ihre Stelle tritt ein ausgesprochen westlicher Habitus in den Vordergrund. Die traditionelle Struktur der Wohnquartiere wurde durch eine Segregation der Bevölkerung nach Einkommensklassen ersetzt. Verwinkelte Sackgassen sind hier inexistent, an ihrer Stelle fallen schnurgerade, breite Strassen auf. Es gibt eine klare Diskrepanz zwischen dem Anspruch, Islamabad die Musterstadt eines islamischen Staates zu machen, und dem architektonisch-planerischen Ergebnis, das tatsächlich erzielt wurde.

A. Ehrensperger

Von allerlei Grenzen

Prof. Dr. W. Leimgruber, Freiburg, 3.12.1991.

Wer kennt sie nicht, die stockende Autokolonne am Grenzposten, die uniformierten Zöllner, die Drogenhunde und die kleine Frage "Haben Sie was zu deklarieren?" Bei Grenzen denkt man in erster Linie an politische, insbesondere an Landesgrenzen. Dass

es aber auch eine Vielfalt von anderen, kulturellen, moralischen, ökonomischen oder natürlichen Grenzen gibt, dass man Grenzen des Wissens und des Verstandes definieren kann, zeigte der Referent auf eindrückliche Weise. Der seit 1982 in Freiburg (an der "Sprachgrenze") tätige Prof. Leimgruber ist schon seit langem mit Grenzen vertraut: Er ist der Sohn eines in Porrentruy (Pruntrut) tätigen Zöllners, hat in Basel studiert und im Grenzgebiet zu Deutschland gewohnt. Später ist er zwei Jahre als Lektor nach Finnland gezogen und hat sich dort der nördlichen Siedlungsgrenze genähert. 1984 hat er über grenzüberschreitende Beziehungen zwischen dem Tessin und Italien habilitiert.

Eine Definition

Das Wort "Grenze", so wird vermutet, kommt aus dem altslawischen Wort "Grani", das sich über "Granica", "Granitz" und "Grenitz" bis zum heutigen Ausdruck verändert hat. Das für "Grenze" verwendete Wort hat je nach Sprache einen leicht verschiedenen impliziten Sinn: Das lateinische "Limes" hat etwas mit "Limite" also Grenze (des Verstandes, des Könnens) zu tun, das italienische "confine" hingegen deutet auf ein Ende, das bei der Grenze erreicht wird. Was aber all diese Ausdrücke gemeinsam haben, und, so der Referent, auch der Mensch mit dem Tier gemeinsam hat, ist das Berdürfnis, ein Territorium zu definieren. Dieser Wunsch nach Territorialität hat verschiedene Gründe: Der Bezug des Einzelnen auf einen Ort oder eine Fläche, die Kontrolle, die Abwehr gegen vermeintliche oder tatsächliche Feinde, das Definieren einer Einflusssphäre, oder eben die Abgrenzung gegenüber anderen und anderem.

Grenzen sind Veränderungen unterworfen und haben eine unterschiedlich lange Lebensdauer. Zwischen Staaten sind sie meist relativ langlebig, wogegen jene, die zwei Personen an einem Tisch in einem Restaurant umgeben und die ein halbprivates, manchmal intimes Territorium definieren, meist nach kurzer Zeit verschwinden (nämlich dann, wenn diese Personen von ihren Stühlen aufstehen). In Europa gibt es viele Landesgrenzen, die weniger als 50 Jahren alt sind. Die beständigsten sind die Grenzen zwischen Frankreich und Spanien und zwischen Spanien und Portugal.

Wie sehen Grenzen aus?

Bei den politischen Grenzen sind bereits rein visuell grosse Unterschiede festzustellen: während bis vor kurzem die innerdeutsche Grenze mit ihren Waldschneisen, Stacheldrähten, Minenfeldern und Mauern gut sichtbar war, ist die Grenze zwischen Italien und der Schweiz, z. B. in Chiasso, kaum zu sehen. Politische Grenzen sind nicht unbedingt wegen der Grenzlinie an und für sich sichtbar, sondern mehr durch die dies- und jenseits der Grenze jeweils unterschiedlichen Landnutzungssysteme, die ihrerseits durch verschiedene Rechtssysteme hervorgerufen werden. Ein gutes Beispiel dafür liefert ein Satellitenbild des österreichisch-ungarischen Grenzraumes, wo auf der Seite Österreichs eine kleine, auf jener Ungarns eine grosse Parzellierung zu erkennen ist. Diese wiederspiegeln die Realteilung der landwirtschaftlichen Nutzfläche auf der einen Seite der Grenze, und die grossflächige, staatlich organisierte Landwirtschaft auf der anderen Seite.

Grenzen können schnurgerade sein, wie dies bei vielen kolonialen Trennlinien der Fall ist (z. B. zwischen Indonesien und Papua-Neuguinea). Sie können ein Erbe eines Krieges sein und dabei einen völlig unlogischen Verlauf annehmen, wie dies im Raum Gorizia-Nova Gorica, zwischen Italien und Jugoslawien, geschehen ist. Sie können ihre Funktion verlieren und verschwinden. Auch haben Grenzen verschiedene direkte und indirekte Auswirkungen auf die Grenzräume. Sie haben einen Einfluss auf die Siedlungsentwicklung von Grenzorten, sie benötigen Zollanlagen und schaffen dabei Arbeitsplätze. Nicht zuletzt rufen sie das Phänomen der Grenzgänger hervor. Diese ermöglichen ihrerseits das Entstehen einer Industrie im Grenzraum, provozieren aber gleichzeitig durch den Rückzug aus der Landwirtschaft vielfach eine Zunahme der brachliegenden Kulturflächen (z. B. in Italien, nahe der Grenze zur Schweiz).

Die Rollen von Grenzen

Politische Grenzen müssen nicht unbedingt trennend sein. Sie können sogar Flüsse von Menschen, Kapital und Waren erzeugen (ein in der EG-Debatte sehr häufig erwähnter Sachverhalt), der ohne das Bestehen einer Grenze nicht stattfinden würde. Grenzen schaffen durch unterschiedliche Bedingungen auf der jeweils anderen Seite, durch Asymmetrien (z. B. durch Lohnunterschiede) einen Anreiz, die Grenze zu überschreiten. So sind 5,5 Prozent der Beschäftigten in der Schweiz Grenzgänger. Der Referent hat diesen Grenzverkehr im Tessin (Mendrisiotto) untersucht und dabei entdeckt, dass nur 0,3 Prozent der in die Schweiz kommenden Grenzgänger in einer leitenden Position sind. zwei Prozent gehen einer bewachenden, und 97,7 Prozent einer ausführenden Tätigkeit nach.

Durch diese wirtschaftlichen Anreize erzeugen Grenzen natürlich auch Probleme: Es entsteht Pendlerverkehr, der an gewissen Orten kaum mehr zu bewältigen ist, und es kommt zur Bildung von Wohn- und Schlafstädten. Auch für die Grenzgänger selbst können Schwierigkeiten auftauchen. Sie unterliegen an ihrem Arbeitsplatz einem anderen Rechtssystem als an ihrem Wohnort, und sie können als "Konjunkturpuffer" benutzt werden und in Krisensituationen einfacher als einheimische Arbeitskräfte entlassen werden.

Als Bewohner Freiburgs beschäftigte sich Prof. Leimgruber auch mit der sogenannten Sprachgrenze, die für ihn aber keine richtige Grenze ist. Die Kultur (und somit auch die Sprache) ist ein Kontinuum, das nicht an eine Linie gebunden werden kann. Beim Versuch, ein Profil durch den "Röstigraben" zu machen, stellte der Referent fest, dass der Anteil der Französischsprachigen gegen Osten hin plötzlich auf kurzer Distanz zusammenfällt, dass aber der Anteil der Deutschsprachigen gegen Westen hin nur langsam abnimmt. Somit muss im Fall des Übergangs vom einen Sprachgebiet ins andere eher von einer Zone als von einer Grenze gesprochen werden.

Die Relevanz der Grenzforschung besteht laut Prof. Leimgruber einerseits darin, den Menschen auf seine eigene Grenzen aufmerksam zu machen und andererseits (in anbetracht der Grenzen als potentielle Konfliktzonen) darin, einen wichtigen Beitrag zur Konflikt- und Friedensforschung zu leisten.

A. Ehrensperger

Kuba im Wandel

Prof. Dr. F. Hönsch, Leipzig, 10.12.1991.

Im Oktober 1992 ist es 500 Jahre her, dass der berühmte Admiral Christobal Colón in Kuba landete und gleich danach Amerika "entdeckte". Die Feiern um dieses "500-Jahres-Ereignis" werden, so Prof. Hönsch, mit grosser Wahrscheinlichkeit die lateinamerikanische und auch die iberische Bevölkerung spalten. Für die einen war es eine heldenhafte Entdeckung, für die anderen ein Zusammenprall zweier Kulturen gefolgt von Ausbeutung und Unterdrükkung. Auf alle Fälle bietet die Erinnerung an diese verhängnisvolle "Entdeckung" die Gelegenheit, sich der Insel Kuba zu besinnen, die auch heute noch pauschal als "eine der letzten Bastionen des Kommunismus" abgestempelt wird. Die Insel, "wo am 28. Oktober 1492 die lange Leidensgeschichte der amerindianischen Völker anfing". Prof. Hönsch trug mit seiner spannenden und umfassenden Einführung in Kuba dazu bei, uns Westeuropäern auf diese kaum beachtete Insel aufmerksam zu machen. Er setzte dabei den Akzent auf vier Perioden des Wandels in Kuba, liess aber die dazwischenliegenden Zeiträume etwas im Dunkeln. Als Bürger der ehemaligen DDR hatte er die Möglichkeit, zwischen 1984 und 1987 während 13 Monaten Kuba kennenzulernen und als Konsultant für den neuen Nationalatlas tätig zu sein.

Kuba (vgl. Abb. 1.) erfuhr in den letzten 500 Jahren einen Wandel, der sich schubweise vollzog und dessen Ursache, so der Referent, in der geographischen Lage der Insel und in der darauf forcierten Zuckerwirtschaft liegt. Die Spanier betrachteten Kuba als "goldenen Schlüssel" zwischen Florida und dem mexikanischen Yukatan und beabsichtigten, daraus die Schutzmauer Westindiens und den Schlüssel zur neuen Welt zu machen. Das Bewusstsein um ihre geostrategische Lage an der Nase des nördlichen "Goliaths" verursachte bei der Bevölkerung Kubas ein starkes Sicherheitsbedürfnis, das laut Prof. Hönsch bis heute fortdauert.

Die zweite steuernde Grösse des Wandels auf Kuba bezeichnet Prof. Hönsch als "Graminisierung [1] der Insel" durch den Zuckerrohranbau. Das Zuckerrohr durchdrang ganz Kuba und wird heute auf einem Viertel der landwirtschaftlichen Nutzfläche angebaut. Die Zuckerwirtschaft veränderte die Natur, die Menschen, die Wirtschaft, die Siedlungen sowie die gesamte Infrastruktur des Landes.

Der Wandel auf Kuba vollzog sich in vier Phasen:

1. Die Entdeckung:

Nachdem Kolumbus in der Nähe von Baracoa als erster Europäer seinen Fuss auf Kuba gesetzt hatte, beschäftigte sich Diego Velázquez ab 1511 mit der Eroberung der Insel. Sein Ziel war es, Gold und Silber zu finden, und er leitete eine Zeit rascher Veränderungen ein: Innerhalb von rund 40 Jahren wurden die einheimischen Indianer und Indianerinnen physisch vernichtet (die Schätzungen über ihre Zahl zu dieser Zeit schwanken zwischen 100'000 und 1'000'000 Seelen). Viele starben an eingeschleppten Krankheiten, andere begingen Selbstmord, doch die grosse Mehrheit wurde umgebracht oder kam in den Bergwerken auf der Suche nach Gold und Silber für die spanische Krone um. Eine der vielen Genozide der "Entdeckung" wurde vollbracht.

Velázquez gründete innert zehn Jahren sieben Städte, um das Umland zu kontrollieren und die ausgebeuteten Schätze innerhalb ihrer Mauern zu schützen, bis sie nach Spanien verschifft wurden. Die ländlichen Gebiete wurden von einem vom König entsandten Landvermesser in kreisförmige Besitzeinheiten aufgeteilt. Es gab solche mit einer Fläche von 5'600 ha (Radius = eine spanische Länge), die Hatos hiessen, und solche mit einer Fläche von 22'600 ha (Radius = zwei spanische Längen) [2], die Corrales genannt wurden. Noch heute ist auf Satellitenbildern und am Verlauf von Strassen diese kreisförmige Raumgestaltung sichtbar. Die Hatos dienten vor allem der Schweinezucht; die Corrales der Rinderzucht. Der Insel wurde die neue Funktion eines Fleischlieferanten für Spanien auferlegt.

---

1 Von Gramineen = (Nutz-) Gräser.
2 Die spanische Länge misst ca. 4222 Meter.